Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 14 (1934-1935)
Heft: 8

Artikel: Bayreuth, Frau Wagner und Hitler : neutrale Deutschlandfahrt 1934
Autor: Meyer, Karl Alfons
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157865

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ihrer Instinkte benutzt. Auf den wahren Gehalt der großen Persönlichkeiten und ihrer Werke läßt man sich aber nicht ein, oder man verfälscht auch ihn, wie es der Philister gerade mit Schiller so oft tut, wenn er die von dem Dichter betonte Spannung zwischen Ideal und Leben zum Vorwand nimmt, um mit einem scheinheiligen sentimentalen Seufzer dem nun einmal unerreichbaren Ideal ganz Valet zu sagen. Besonders groß aber ist der Versuch, Schiller der Masse gegenüber zu mißbrauchen. Seine pathetische Sprache wirkt auf ihre triebhafte seelische Verfassung sehr stark; aber was die hohen Worte des Schillerischen Gedankengutes in einer solchen Seele auslösen, hat mit ihrem wahren Sinn nichts mehr gemein. Man genügt der hohen Forderung, die aus den Großen zu uns spricht, nicht, indem man sie alle Jubeljahr einmal feiert oder sie gar nur zum Anlaß nimmt, um sich selbst zu feiern, sondern indem man sich vor ihrem wahren Bild klar für oder wider entscheidet und sich gerade in der Anerkennung, die, wenn sie echt ist, nur eine nachstrebende Anerkennung sein kann, des Abstandes zwischen dem Großen und sich selbst immer bewußt bleibt und aus diesem Bewußtsein die aufwärts führende Kraft schöpft. Die große Forderung aber, die aus Schillers Lehre vom Sinn der tragischen Kunst zu uns spricht, ergibt sich aus seiner Botschaft: Über dem Bezirk des Naturhaften in uns, wo in Gier und Angst der Selbsterhaltungstrieb herrscht, liegt, von unserer Freiheit gegen jeden Ansturm von außen beschützt, der Bereich unseres sittlichen Bewußtseins: unser Gewissen.

Bayreuth, Frau Wagner und Hitler.

Neutrale Deutschlandfahrt 1934.

Von **Karl Alfons Meyer.**

„Neutral" gewiß nicht in der Einschätzung Wagners, dessen Gesamt-Kunstwerk uns immer noch unvergleichlich bleibt. Neutral auch nicht in der Abneigung gegen Marxismus und jüdische Presse, deren Überwindung im Reich wir als Glück für Europa betrachten. Und neutral ebensowenig, wenn es als unschweizerisch gälte, hervorragende Ausländer zu verehren oder gar zu besuchen. (Dieses Bedenken ist ja hinfällig geworden, seitdem an höchster Stelle, durch Herrn Bundesrat Ador, bewiesen wurde, daß gerade herzliche Beziehungen zu führenden Fremden für die Schweiz besonders ersprießlich seien...) —

In jeder andern Hinsicht waren wir nicht bloß neutral — nein! wir betonten sogar unser Ausländertum, einmal aus selbstverständlicher Treue für die Heimat, und dann, weil unser Stolz auf die Schweiz mit dem Quadrat der Entfernung von ihr wächst. Wir gehören zu Hause nicht zu

jenen Eidgenossen, die das Welsche über alles stellen und sich ihrer deutschen Muttersprache schämen; im Ausland aber betonen wir die Vierstämmigkeit der Schweiz und rühmen mit Vorliebe etwa die Einheit deutsch- und französischsprechender Regimenter im Verband unserer II. Division.

Unsere Fahrt nach Deutschland sollte uns in Bayreuth mit einem jungen französischen Schutzbefohlenen zusammenführen. Wir durften so im Kleinen auf psychologische Beobachtungen hoffen, die vertausendfacht Schlüsse auf deutsche wie französische Geistesverfassung erlauben würden, also auf Probleme, die nicht nur nach Hitlers und seines Stellvertreters Reden das Schicksal Europas bestimmen.

„Sagen Sie mir nichts zu Gunsten Deutschlands, das uns so viele Sorgen (angoisses) verursacht! Nennen Sie es nicht das arme ..." So schrieb uns eine Pariser Dame nach dem blutigen 30. Juni. Vorher hatte sie uns Sohn und Tochter, nach Bayreuth verlangend, aber fast ohne Kenntnis des Deutschen, zur Betreuung empfohlen. Nach jenem Tag aber, da man in München den Musikkritiker Schmidt mit dem Verschwörer Schmidt verwechselte und der Einfachheit halber beide erschoß (wie bei Shakespeare der römische Pöbel den Dichter Cinna zerreißt, weil er heißt wie einer der Gegner Caesars), bäumte sich die Französin auf: „Meine Tochter verzichtet auf die Reise in das Barbarenland, und ich werde alles versuchen, auch meinen Sohn zurückzuhalten." — Wir empfahlen dennoch die Reise, da wir des jungen Yves Sehnsucht nach dem grünen Hügel verstanden. Anderthalbtausend französische Franken hatte er längst für Karten ausgelegt. Es gelang, Mme. Yvonne zu überzeugen, daß ihr Sohn in Paris eher einem Unfall ausgesetzt sei als in Deutschland, dessen Volk und Polizei noch immer Sinn für Ordnung gehabt hätten und wo man alles eher beabsichtige als die Belästigung französischer Gäste. Herr Yves verließ dann auch Biarritz, fuhr nach Paris, wo er seine Partituren und wohl auch noch andere „Noten" holte, und reiste weiter nach der oberfränkischen Stadt.

Aus Frankreich kamen heuer, trotz des Mißtrauens gegen das Reich und obwohl vielen die Reise fast als Wagnis galt, 130 Besucher nach Bayreuth. Unter ihnen seien ein hoher Beamter des Kriegsministeriums und der Journalist Sauerwein erwähnt. Paris, Marseille, Rouen, Soissons, Lyon waren vor allem vertreten. Die Schweiz stellte genau 100 Festspielfahrer, namentlich aus Zürich, Genf, Basel und Neuenburg. Kein europäischer Staat fehlte ganz; auch die meisten großen überseeischen Länder hatten einzelne Gäste entsandt. Auffallend gering war diesmal, vielleicht infolge der Absage Toscaninis, die italienische Beteiligung; die kleine Zahl galt aber als wettgemacht durch den Besuch der königlichen Prinzessin Maria von Savoyen. Österreich war sehr schwach vertreten, obwohl auf Wunsch Hitlers die am meisten besprochene Neuinszenierung Professor Roller aus Wien übertragen worden war, woher auch einer der besten Solisten, Franz Voelker, der Darsteller des Siegmund, kam. Auf einen Österreicher trafen wohl zwanzig Dänen oder fünfzehn Schweden oder zehn Bel-

gier. Ungefähr ein Siebentel der Festspielgäste stammte aus dem Ausland. Vor dem Krieg mochte die größere Hälfte aus Fremden bestehen. Nicht nur die wirtschaftliche Weltkrise ist an diesem Wandel schuld. Gewichen ist vielmehr die alte deutsche Gleichgültigkeit gegen eigene höchste Kulturgüter, gegen Propheten im Vaterland. Im Dritten Reich ist böswilliges Verkennen Wagners nicht mehr gestattet; ob sie wollen oder nicht: Minister und Generäle müssen nach Bayreuth. Natürlich glauben wir nicht, daß heute die Tiefen der Tondramen plötzlich geistiger Allgemeinbesitz geworden wären oder daß jene Hälfte der Menschheit, die nur Einzelkünste erträgt und die innige Verschmelzung von Dichtung und Musik nicht als Steigerung des poetischen Ausdrucksvermögens empfindet, auf einmal anders fühle. Aber die hämische, blasierte, verständnislose, heimtückische Gegnerschaft Wagners muß in Deutschland heute schweigen. Sie deckte sich übrigens weitgehend mit jener jüdisch-sozialistisch-pazifistisch-kosmopolitisch-kitschig-frivolen Presse, deren schnoddrige, zu jeder Ehrfurcht unfähige Wortführer heute die Nachbarstaaten Deutschlands verseuchen. Es waren die Publizisten, die jeden wirklichen oder vermeintlichen Übergriff der braunen S. A. als deutsche Barbarei in die Welt hinausposaunten, anderseits aber vor jeder Korruption und Perversität (hier Fremdworte her!), ja auch vor den bestialischen Rotmorden mitfühlend — mit den Urhebern, nicht den Opfern! — die Augen schlossen, was ihnen offenbar bei manchen unserer Frauenvereine und evangelischen Pfarrherren nicht schadete. Ihre „deutsche" Tagesliteratur überschwemmte die Welt mit süßlichem Gift, das Moral und Geschmack untergraben mußte; die Lesermasse war verloren, denn die wenigsten wagten, in rechtzeitigem Ekel oder mit einem Rest gesunden Instinkts das Zeug wegzuwerfen. Denn diese Berliner und Frankfurter „Dichter" sind — nein, gottlob! waren — ja berühmt, und wer sie nicht lobte, war wie das Kind, das des (nackten) Kaisers neue Kleider nicht sah. Wenn die deutsche Umwälzung nichts weiteres zu bedeuten hätte, so wäre wenigstens Eines festzustellen: die deutsche Presse ist sauber geworden. Schlüpfriger Schund erscheint nur noch in freien Staaten, die wissen, was sie den ewigen Menschenrechten schulden. Deutschland war tatsächlich auf dem Wege — wie es Hans Heyck noch vor wenigen Jahren in seinem köstlichen Roman stark satirisch festhielt — das Land ohne Deutsche zu werden. Wir gedenken dieses wichtige Problem noch eingehender und mit Beweisen zu betrachten.

Es wäre ungerecht, unter den nun in Deutschland schweigenden Feinden Wagners nicht auch hochgebildete, feinsinnige Deutsche zu sehen. Bei manchen verstimmen bestimmte Ressentiments, wie etwa bei Klages, der es dem kranken Nietzsche der zweiten Periode schuldig zu sein glaubt, Carmen mehr als Brünnhilde zu schätzen. Oder der Haß des internationalen, modernistischen Busoni gegen die unerreichbare Größe des Bayreuthers! In Briefen, deren Erbitterung nur durch schmeichlerische Devotion gemildert wird, sucht Busoni dem Dichter und Mäcen Hans Reinhard in Winterthur, der Wagner in Schutz nahm, die Tondramen verächtlich zu machen. Wir rechten nicht

mit jenen, die zu sehr Musiker sind, als daß ihnen Wagner nahestände. Denn es bleibt ein unausrottbarer Irrtum, Wagner rein als Musiker zu beurteilen. Das törichte, ganz ungenügende Wort „Musiker" versperrt allzu vielen den Weg zu Wagner. Er ist dramatischer Dichter und will es sein. Man nahe ihm, wie einem Schiller, Shakespeare, Sophokles mit gesteigerten Ausdrucksmöglichkeiten für das in Worten Unaussprechbare. Wer dies je ahnte oder durch eine sehr gute Aufführung erfuhr, begreift die unvergleichliche Weltgeltung Richard Wagners. Der versteht, daß es 1918 nationalistische Franzosen gab, die vom Waffenstillstand vor allem erhofften, er bringe ihnen Wagner zurück, daß französische Dichter Wagner vergöttern und über Aeschylos stellen, daß sogar der in Marseille getötete L. Barthou über Wagner Bücher schrieb und noch im September vom Bürgenstock aus mit einer in Tribschen weilenden Wagnertochter telephonierte. Die weitaus beste Würdigung Bayreuths, die uns 1934 zu Gesicht kam, hat einen Romand zum Verfasser (Herrn A. de Blonay) und erschien in zwei Nummern des „Journal de Genève". Unsere alte Freundin freilich, die „Gazette de Lausanne", glaubte aus politischen Gründen Salzburg auf Kosten Bayreuths loben zu sollen. Und deutschschweizerische Zeitungen, wie der „Bund", rächen sich für das doch wohl nicht immer völlig unbegreifliche Verbot ihres Erscheinens dadurch, daß sie vor einer der erfreulichsten und wichtigsten Äußerungen deutscher Kultur die Augen zudrücken. — So müssen wir uns an nicht neutrale Blätter Frankreichs halten, von denen manche voll Begeisterung über Wagner berichten. Dieser selbe Wagner aber wird vom jungen Dritten Reich als Herold beansprucht, Bayreuth ist zum deutschen Nationaltheater geworden.

Was dem Kenner der Schriften Wagners und seines Kreises — man denke nur etwa an Gobineau und Chamberlain — längst bewußt war, nämlich eine innere Verwandtschaft mit manchen zugleich nationalen wie sozialen Gedanken des Dritten Reiches, liegt heute für jeden klar am Tage. Das Gesamtwerk Wagners erscheint als der wohl gewaltigste Versuch, deutschen Sehnsüchten künstlerisch Gestalt zu geben; in ihm finden Träume erlösenden Ausdruck, die von den Freiheitskriegen 1813 (Geburtsjahr Wagners, in Leipzig!) an über Jahre der Reaktion und Revolution, von Görres wie Vater Arndt über 1848, die Paulskirche, das Rumpfparlament, 1871 und Bismarck hinweg Klein- und Großdeutschland bewegten, schieden, einigten. Sind diese Träume heute zu Ende geträumt? Wie und wozu ist Deutschland diesmal erwacht?

Jedenfalls sind sich sowohl die jetzige Herrin Bayreuths, Frau Winifred Wagner, wie Adolf Hitler, der geschichtlichen Verbundenheit des Wirkens Richard Wagners mit Deutschlands Schicksal tief bewußt. Beide erkennen scharf die kulturellen und politischen Möglichkeiten der „Bayreuth-Idee", die ja selbst Nietzsche noch als „Morgenweihe am Tage des Kampfes" begrüßt hatte. Mit voller Absicht stellt Winifred Wagner, vereint mit der deutschen Regierung, die Festspiele heute auf das Reich ein, im Bewußt-

sein, daß gerade betont deutsche Kunst von Wagner zu Schiller und Goethe auch die Welt überzeuge, ihr ein anderes, echtes Bild des politisch isolierten Deutschlands vorhalte, Entspannung und Vertrauen schaffe. In der Tat schiene dies gewiß einer der schönsten Wege, und wenigstens wir zweifeln in aller Neutralität ebensowenig an seiner Begehbarkeit wie an den ehrlichen Absichten jener Reden, z. B. des Führer-Stellvertreters Heß, die sich an die französischen Frontkämpfer und gerade auch an den Wagnerfreund Barthou wandten. Es ist kein Zufall, wenn solche Bestrebungen von den tatkräftigen Witwen betont werden, die das Los zu Herrinnen wie Dienerinnen Bayreuths erkor. Die erste, Cosima, Tochter einer französischen Mutter und in Frankreich erzogen, blieb auch als eifrige Deutsche und überzeugte Lutheranerin im Herzen katholisch und französisch. Auch Winifred, die gebürtige Engländerin, kennt Europa. Energisch und großzügig, vielleicht zu politisch, ergriff sie nach Siegfried Wagners Tod das schwere Steuer, lachend des Sturms und der Wellen, die um sie spielen.

Zwei Vorwürfe werden gegen Frau Wagner erhoben. Man tadelt im Ausland ihre enge Bindung Bayreuths an die Geschicke des Reichs. Und auch in Deutschland selbst stößt ihr Wille zur szenischen Erneuerung der Festspiele auf hartnäckigen Widerspruch. Leidenschaftlich sträubt sich namentlich die frühere Generation gegen Eingriffe in die Überlieferung. Als Fels sollte Bayreuth bestehen bleiben, wohl umbrandet von den Modeströmungen, aber nicht unterspült. Wer unter der seit dem Krieg an den meisten Theatern üblich gewordenen systematischen Modernisierung Wagners, die unter dem Vorwand, die Werke einem angeblich geläuterten Geschmack anpassen zu wollen, ihre Wirkung mit Absicht untergrub — wer unter solchen oft bewußt wagnerfeindlichen Experimenten verächtlicher, den Dichter schulmeisternder Regisseure tief litt, der versteht die Sorgen der alten Bayreuther. Hier liegt das Problem, das Hader in viele Familien brachte. Wer hätte zu hoffen gewagt, daß heute noch eine Frage der Kunst solche Wogen aufzurühren vermöchte! Herausfordernd klang es: Alter oder neuer Gralstempel! Schweizer führen der Frage wegen Prozesse in Deutschland. Man kann sich in die Zeit der literaturgeschichtlich denkwürdigen Hernani-Schlachten versetzt glauben. Der Streit blieb nicht frei von Auswüchsen. Vergiftete Pfeile schwirrten. Fernerstehende mußten vielleicht dann und wann den Eindruck erhalten, es handle sich um ein Aufflackern des kirchengeschichtlich so merkwürdigen Kampfes zwischen Homousianern und Homoiusianern, den Vertretern der Wesensgleichheit oder Wesensähnlichkeit — ein folgenschweres Jota mehr oder minder. Manche Gehässigkeit wäre vermieden worden, wenn das Problem nicht auf die radikale Formel gebracht worden wäre: hie Tradition, da Neugestaltung. In Wirklichkeit handelte es sich nicht um eine Absage an liebe, innerlich berechtigte Überlieferungen, sondern um den Willen (wir folgen hier den Worten Dr. Otto Strobels, des Archivars Wahnfrieds und besten Kenners der Manuskriptschätze), „Wagners letztes künstlerisches Vermächtnis so in Erscheinung treten

zu lassen, wie die veränderte bildhafte Einstellung unserer Zeit es der Festspielleitung zur Pflicht macht". —

Frau Wagner selbst macht kein Hehl daraus, daß ihr noch Manches, so Klingsors Zaubergarten, nicht völlig gelungen erscheint. Rastlos wird weiter gearbeitet. Was den am meisten angefochtenen Ersatz des bisherigen maurischen Gralstempels mit Kuppel durch einen Wald gewaltiger, architektonisch den Eindruck eines nach oben unbegrenzten Raumes erweckender Säulen anbelangt, waren wir zwar nicht befriedigt, doch blieb uns immerhin die nach den maßlosen Angriffen befürchtete Enttäuschung erspart. Schöner als je aber zeigte sich die Blumenaue, die umso lieblicher wirkt, da sie in eine herbe Berglandschaft eingebettet ist. Auch die ebenfalls vom Wiener Professor Roller entworfenen beiden je 120 Meter langen Wandeldekorationen vermochten vortrefflich das Raumwerden der Zeit, das allmähliche Fortschreiten in immer höhere Gegend zu veranschaulichen. Doch sogar hier denkt Frau Wagner, der die Norn offenbar wie einst Richard Wagner den nie ruhenden Sinn als Angebinde mitgab, an weitere Vervollkommnung. Gemeinsam mit Hitler plant sie eine kühne Neuerung, die jetzt von einer Weltfirma auf ihre technischen Möglichkeiten geprüft und vorbereitet wird. Noch soll der vielleicht einmal im Theaterwesen bahnbrechend wirkende Gedanke nicht bekannt werden, eh' nicht ertagte die Tat. Auch der herbste Kritiker des neuen „Parsifal" dürfte aber zugeben, daß in Frau Martha Fuchs eine Kundry erstand, die nicht übertroffen werden kann.

Fast jede Landschaft des an Naturbildern so reichen „Rings" hat voll befriedigt. Auch weniger gelungene Szenen werden übrigens in Bayreuth unvergleichlich belebt durch die ausgezeichnete Verwendung verschiedener Beleuchtung. Der Feuergott Loge scheint innen von Flammen erfüllt, die der feinsten Bewegung folgen. Wenn die Walküre dem Wälsung Tod verkündet, erscheint sie zwischen düstern Wolken in fahlem Licht. Unvergeßlich bleiben das lieblich-ernste Rheintal und die selige Öde auf sonniger Höh'. Weit in die tiefe Ferne taucht der Blick, ein Bild, das schönste Kindheitserinnerungen an erste Aussicht von waldigem Hochjura bannte. Persönliches Heimweh nach Weißenstein, Chasseral, Chasseron — durch Bild, Ton und Dichtung ins Allgemeine und Ewige entrückt. Dankbar sind wir auch für das herrliche Bild des Trauerzugs mit dem erschlagenen Siegfried. Mit dem Tod des Sonnenhelden mußte Nacht eintreten; Nebel steigen vom Rheine auf, aber Mondstrahlen fallen auf die von Gunthers Mannen hoch getragene Leiche, wenn sie auf waldiger Anhöhe langsam verschwinden. So nur kommt die an den meisten Theatern bei geschlossenem Zwischenvorhang gespielte Trauermusik mit ihrer wehmütigen Wälsungenklage und dem dann folgenden Aufleuchten der Schwertfanfare und der Siegfriedsmotive zur ergreifenden Geltung. So muß Wotans Heldengedanke zu Grabe getragen werden. Die Meisterbühne, die solche Bilder schaffen kann, dürfte auch noch die nicht ganz durchgeführten szenischen Übergänge vom Rhein zur Bergeshöhe und von der Walhall-Landschaft zu Nibelheim besser gelingen lassen.

Hätte es noch einer Aussöhnung mit den neuen Inszenierungen bedurft, so würde das Schlußbild der „Götterdämmerung" sie bewirkt haben. Freilich hält es sich nicht genau an die Vorschriften Wagners, es geht über sie hinaus. Wenn nämlich die Rheintöchter Hagen in die Tiefe ziehen, überschwemmt der Strom nicht nur den Hintergrund; er begräbt die ganze Gibichungenhalle in seinen grünen Wogen, die alles überfluten, während Walhall, die Wolkenburg, von den Flammen verzehrt wird. Die mit dem Anblick der Götterburg verbundenen feierlichen Klänge verhallen; über diese Töne schwebt ein letztes Mal, wie ein Hauch ewiger Freiheit, die Melodie der Liebeserlösung. — In tiefem Schweigen verharrten die 1700 Zuhörer, und schweigend verließen sie den riesigen Raum. Das Bild jenes Schlusses war tief ergreifend und es scheint uns musikalisch-dramatisch schon deshalb berechtigt, weil es bedeutsam den Ring schließt und zum flutenden Rhein der ersten Szene des ersten Tages wiederkehrt. Das ist ganz aus dem Geiste der Edda wie Schopenhauers und daher auch Wagners empfunden. Man vergesse nie, daß was in der Oper Effekt wäre, das heißt Wirkung ohne Ursache, bei Wagner nicht um der Äußerlichkeiten wegen sich findet, sondern innig durch die Tragödie bedingt wird.

Wie sehr wir von Jugendeindrücken bestimmt werden, zeigte unser junger Franzose, der den „Ring" mehrmals in Paris sah. Dort war er begeistert für die rings um Brünnhilde lodernden und dampfenden Flammen, während ihn in Bayreuth die am Felsen emporwabernde Lohe zuerst etwas enttäuschte. Frau Wagner lächelte, als wir ihr von der ersten Liebe des guten Yves für die Dämpfe und das Gezisch erzählten, und verwies den Pariser an ein humoristisches Wort des Meisters Richard: „Wir wollen aus Brünnhilde kein Roastbeef machen." Jahrelang war für den angeblich geläuterten Geschmack die Lohe nur angedeutet worden, wie ein den Felsen fern umstrahlendes Nordlicht. Die heute gefundene Lösung wirkt grandios, ohne durch zischende Geräusche oder Dampf und Rauch den symphonischen Feuerzauber zu beeinträchtigen.

Bei Besprechung der Schiller-Feiern in Berlin heißt es am 15. November in der „N. Z. Z.", der moderne Nervenmensch ertrage höchstens drei Stunden eines intensiven Kunstgenusses. Was darüber sei, sei vom Übel. Man werfe nicht das Wort „Bayreuth" ein, denn Bayreuth sei ein Kapitel für sich, aber selbst dort käme es vor, daß die Hörer wie Novemberfliegen aus dem Festspielhaus schlichen, nachdem sie fünf Stunden „Götterdämmerung" aufgenommen hätten... Herr Meyerfeld vergißt, daß die Aufnahmefähigkeit in Bayreuth fast unbegrenzt ist, was neben der innern Bereitwilligkeit fast aller Besucher und den ausgezeichneten Darbietungen auch äußerliche Ursachen hat. Man sucht Sammlung, nicht Zerstreuung. Man lebt Tage, ja Wochen für das Kunstwerk. Die Aufführungen beginnen am Nachmittag. In den Zwischenakten bleibt der Zuschauerraum dunkel; die rund 1700 Besucher müssen ins Freie, bis nach einer vollen Stunde die Fanfaren zum folgenden Akt einladen. Welch' herrliche Spa-

ziergänge inzwischen mit der Aussicht auf ferne blaue Hügelketten, grüne Wälder und gelbe Getreidefelder! In die zweite Pause fällt fast stets der Sonnenuntergang und Natur und Kunst vermählen sich in hochgestimmten Seelen. Auch die Beobachtung der ernstfrohen Menge bietet viel Anregung. Wir wenigstens würden nicht müde, auf die Laute aller Sprachen zu horchen und zu sinnen, welchen Eindruck die Ausländer auf die Deutschen, welchen diese vielen Offiziere und Nationalsozialisten auf die Fremden machen. E. T. A. Hoffmann fände hier Stoff für hundert Novellen neuer Serapionsbrüder und -Schwestern. Uns erregte es freudig, als wir am Bürgerreuth-Hügel unter Hunderten deutscher Kraftwagen Abend für Abend ein Genfer Auto sahen. Ein bekannter Parlamentarier fuhr in einem Luzerner Wagen vorbei — doch still! wenn das Schneider und Reinhard erführen! Auf jenem grünen Hügel fühlt sich die Menge als Gemeinde im wärmsten Sinn des Wortes: man spürt eine gemeinsame Weltanschauung und versteht auf einmal, weshalb alle großen geistigen Bewegungen, seien es religiöse oder philosophische, künstlerische oder politische, Liebe oder Haß erwecken, aber keine Gleichgültigen und Neutralen ertragen. Man begreift, daß auch Nationalsozialismus, Faschismus, Kommunismus nicht diskutiert, sondern erlebt sein wollen.

Eine der maßgebendsten schweizerischen Persönlichkeiten hat mir einmal erklärt, sie halte die in Deutschland angestrebte Gemeinsamkeit von national und sozial nicht für erreichbar. Wenigstens in Bayreuth aber schien beides vereint. Immer hatte ja der Volksfreund Wagner seine Festspiele auch den Unbemittelten zugänglich machen wollen. Heute ist seine Absicht beinahe erfüllt. Nicht bloß ist sein Stipendienfonds ausgebaut; das Dritte Reich unterstützt — was im Zweiten unmöglich schien — Bayreuth geradezu als deutsches Nationaltheater, indem es so auch auf diesem Felde jenen klagendfragenden Ausruf Lessings von 1768 zu erfüllen unternimmt: „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!" Noch ein Jahrhundert später hatte Wagner selbst es wiederholt: „Wo wäre die Nation, welche dieses Theater sich errichtete?"

Erst das Dritte Reich tritt tatkräftig für die Festspiele ein; es übernimmt eine bedeutende Anzahl von Eintrittskarten, die billig oder kostenlos an Lehrer, Musiker, Offiziere, S. A.- und S. S.-Leute abgegeben werden. Man nimmt heute die früher unbekannt gebliebene, wenn nicht belächelte künstlerisch-soziale-nationale Regenerationslehre Wagners bitter ernst. Hitler geht viel weiter als Ludwig II. Seine Begeisterung für Wagner kann für die Welt nicht gleichgültig sein. Sonderbarerweise scheinen ihn vor allem „Die Meistersinger" und „Tristan und Isolde" anzusprechen. Jedenfalls darf festgestellt werden, daß der in den Werken Wagners atmende Nationalismus die Achtung jedes echten Volkes verdient und von Drohungen gegen andere weit entfernt ist. Man erinnere sich der großen Ansprache von Hans Sachs! Und nirgends — auch nicht in Genf — wird eindring-

licher die Achtung vor Verträgen gepredigt, als im Trauerspiel Wotans. Als solches wird in Bayreuth „Der Ring des Nibelungen" aufgeführt. Wagners Riesen und Zwerge wissen, daß Gewalt vor Verträgen Halt machen muß — die Tragödie der Götter und Helden besteht darin, zur gleichen Einsicht kommen zu müssen. Der mythisch und veraltet scheinende „Ring" ist von blutendem Leben erfüllt. Nur Oberflächliche übersehen es. Es ist anderseits kein Zufall, wenn bei uns Max Huber zu seinen Freunden gehört. Der Welt kann es nur recht sein, wenn die politischen und militärischen Spitzen des Reiches sich in die Tetralogie vertiefen; möge auch Herr Schacht sie noch gründlicher ansehen.

Die außerdeutsche Presse weiß viel von Belästigungen zu berichten, denen Fremde im Reich ausgesetzt seien. Soweit unsere Erfahrungen reichen, muß es sich um üble Einzelfälle handeln, wie sie in den zivilisiertesten Ländern vorkommen und die besser verschwiegen als verallgemeinert würden. Mit unserm Franzosen besuchten wir absichtlich nachts Wirtschaften von Einheimischen, wo wir im Gedränge von S. S.-, S. A.-Leuten und Soldaten saßen und angeregt französisch sprachen, was wohl auffiel und interessierte, aber nie zur geringsten Behelligung führte. Diese Wahrnehmung galt nicht bloß für das an Fremde gewöhnte Bayreuth; wir durften die gleiche Beobachtung auch in jeder andern besuchten süd- und mitteldeutschen Stadt und auch in Dörfern machen, obwohl wir keine der unzähligen Fahnen grüßten und den Arm nicht erhoben. Auf „Heil Hitler" antworteten wir „Lebwohl" oder „Gute Nacht". Während der Hindenburg-Gedenkfeier standen wir stundenlang mitten unter der Hitlerjugend; unter Hunderten von emporgestreckten Armen blieben wir reglos; freilich hielten wir es mit unserer Neutralität vereinbar, den Hut in der Hand zu tragen und ernst dem ernsten Schauspiel zu folgen. Für uns handelte es sich nicht darum, deutsch zu scheinen, sondern nur anständig. Fast mit Neid dachten wir, ob es in der Schweiz auch möglich wäre, daß ein ganzes Volk leise und ergriffen sänge: Ich hatt' einen Kameraden...

Es ist traurig, daß in einem Land, das sich soviel auf Völkerbundsgesinnung einbildet und auf seine internationale „Mission" pocht, Ungünstiges über den nördlichen Nachbarn gern gehört wird und offene Blätter findet. Da glaubt ein Autofahrer, seine üble Erfahrung (sie bestand darin, daß er bei einer nächtlichen Fahrt über deutsches Gebiet zwischen Schaffhausen und Rafz seinen Paß zu zeigen hatte) in gehässigster Weise der Presse mitteilen zu sollen; von seinem persönlichen Ohrfeigengesicht ahnt er nichts. Es gibt aber Straßenbenutzer, die im Reich auch anderes beobachten, z. B. die fast übertriebene Sorgfalt bei Wegbauten. Da steht etwa „Achtung! Nach 500 Metern kommt Baustelle." Dann folgen in Abständen noch zwei bis drei weitere Mahnungen zu langsamem Fahren, und schließlich erblickt der Wanderer die Tafel „Wir danken Ihnen für Ihr vorsichtiges Fahren. Gute Reise!" Gerne denken wir auch an die vorbildlich ge-

pflegten Kriegergräber auf dem Bayreuther Friedhof. Es liegen dort neben Deutschen Russen, Italiener und besonders viele Rumänen.

Uns schien, daß in allen Schichten gerade des weniger gebildeten Volkes ein starkes Bedürfnis nach Aussprache und nach Verteidigung des Regimes bestehe. Sobald wir als Schweizer erkannt wurden, drängten uns Beamte, Arbeiter, Bauern, Geschäftsleute ihre Ansichten geradezu auf. Manchmal fragten wir auch offen und unbesorgt, da wir es für schweizerischer halten, sich ehrlich zu erkundigen als das Maul nur daheim zu gebrauchen, um der Welt Lehren zu erteilen und über alles abzusprechen. Mit sehr verschiedenen Kreisen kamen wir so in Berührung, vom Waldarbeiter des Wendendorfes bis zum ordengeschmückten Weltwanderer, Gelehrten und Gesandten. Im Lob des guten Willens Hitlers waren Lutheraner wie Zentrumsleute einig. Allerdings, mancher wird hiebei an den bösen Satz der Kammerzofe Minnas von Barnhelm denken, man sei verflucht wenig, wenn man nichts weiter als ehrlich sei. Der harmlose Ausländer mag bei diesen allzu vielen Festen und Umzügen etwa den Eindruck erhalten, es finde ein Gehen im Kreise herum statt, oder ein Marschieren an Ort, wenn auch im Taktschritt. Ob z. B. wirtschaftliche Autarkie für Deutschland möglich sein mag? Mehr noch als bei allen andern unter der Weltkrise stöhnenden Völkern erhält man beim deutschen die Vorstellung, es fehle ihm trotz aller behaupteten Erfolge der Innenkolonisation an Raum; wie ein gefangenes Naturwesen läuft und wendet es sich und tastet die Stäbe des Kerkers ab. Ähnlich hat ja Deutschland versucht, diplomatisch-politisch ins Freie zu kommen. Mit einer einzigen Ausnahme sind diese Bemühungen mißglückt, ja sie haben zu schweren Enttäuschungen und Entfremdungen geführt, die diesmal wenigstens einer sonst von jeher überschätzten Nation nicht wieder so leicht vergessen werden. Friedliches Werben schlägt fehl. So rüstet Deutschland. Heute noch muß es unverschämte Übergriffe irgend eines baltischen Kleinstaats schweigend hinnehmen. Aber es ist begreiflich, daß eines der größten und tüchtigsten Völker Demütigungen auf die Dauer nicht erträgt. Seine Hauptschuld ist, erst erwacht zu sein, als die Welt schon verteilt war. Um sich zu schützen, rüstet es — und die Besitzenden horchen auf und fühlen sich ohne Sicherheit. Auch hier der ewige, unvermeidliche Kreislauf, offenbar so wenig zu hemmen wie Wotans rollendes Rad.

Ist es verwunderlich, daß sich das deutsche Volk von Haß umbrandet fühlt? So erklärt sich das brennende Bedürfnis, Ausländern die Umwälzung zu erklären und sich dabei selbst den Glauben an den Führer zu stärken. Ein streng katholischer Münchner bedauerte, daß einzelne räudige Schafe die Konfessionen aufhetzten, und zwar, wie er sofort beifügte, gegen den Willen des Reichskanzlers. Ein lutheranischer Kriegsteilnehmer kehrte einen Spieß um, indem er mit Überzeugung meinte, Röhm und Uhl seien von Österreich angestiftet gewesen. Unter vierzig Stimmen war eine einzige mit Hitler unzufrieden: eine junge Württembergerin erklärte gar nicht leise,

sie werde am 19. August Nein stimmen. Grund: Benachteiligung ihres Geschäftes durch die N. S. P. D. Und eine Nürnberger Dame klagte meiner Familie, ihr Enkel — ein so schöner, blonder, blauäugiger Bub — möchte so gern zu den Hitlerjungen, dürfe aber nicht, weil seine Großmutter Jüdin gewesen sei. Und doch gäbe es in Nürnberg noch dreitausend Juden, die nicht behelligt würden... Wir sahen auch Juden; uns schienen sie im Gau Streichers verschüchtert. Es gibt Dörfer, vor deren Gemarkung eine Tafel warnt „Hier sind Juden unerwünscht; sie kommen auf eigene Verantwortung." — In der Schweiz kennen wir ja gottlob kaum eine Judenfrage. Möge es nie so weit kommen, daß wir die deutsche Reaktion und Erbitterung verstehen. —

Bei uns wird stets behauptet, im Reich sei freie Meinungsäußerung nicht mehr möglich. Uns schien sie nicht zu fehlen, wenigstens in Fragen, wo eigenes Urteil möglich ist und sich lohnt, in der Beurteilung Bayreuths etwa. Wir gestehen, daß wir es nicht allzu sehr vermissen würden, wenn in schweizerischen Wirtschaften die so gerühmte „freie Meinungsäußerung" so manches Urteilslosen weniger laut zur Geltung käme. Hand auf's Herz, ist es wirklich so ungeheuer wertvoll, wenn beim Jassen die Unabhängigkeit der Mongolei gewährleistet wird oder Herr Pütschli-Nievergelt die Bundesbahnen reorganisiert, natürlich besser als die Herren Pilet und Schrafl? Ist es so unendlich erfreulich, wenn Herr Lehrer Küderli in aller eidgenössischen Freiheit schimpft, die Antinomieen Kants seien längst überholt und Platon sei „ne Kolderi g'si"? Machen wir nicht etwa mit der „freien Meinungsäußerung" oft zu viel Aufhebens? Ja, besteht sie bei uns für abweichende Meinungen? Gibt es nicht vielleicht außer der russischen, italienischen, deutschen Gleichschaltung auch noch andere, die möglicherweise feiner und weniger sichtbar sind, aber moralisch nicht höher stehen würden? — Die paar Leute, die wirklich geistig frei sind, leben zerstreut über die Länder, unabhängig von deren Staatsform.

Die Bahnsteigsperre widerstrebt uns in der Tat. Immerhin, der Deutsche kommt so gar nicht dazu, einen falschen Zug zu besteigen, wo der Schweizer frei und froh abfährt und erst auf der Strecke erfährt, daß er in Olten hätte umsteigen sollen.

Das deutsche Volk schien uns in froher Arbeit begriffen. Offenbar ist es überzeugt, es gehe aufwärts. Europa wird sich wohl oder übel — und mag es noch so sehr meinen, es gäbe zwanzig Millionen Deutsche zu viel — damit abfinden müssen, daß in seinem Herzen diese erwachte, nicht mehr zersplitterte, geeinigte Nation wohnt und leben will. Eine Politik der Nadelstiche und Demütigungen, des Hasses und der Einmischung in innere Entwicklungen, die uns nichts angehen, wird kaum den Weg einschlagen, der zur Rettung unseres armen Erdteils führen mag.

Gewiß zeigt das heutige Deutschland ein Janusgesicht. Hier ein nationaler Aufschwung, eine zentralistische Einigung, wie sie in zwanzig Jahrhunderten deutscher Geschichte unerhört sind; Streben nach ökonomischer

Autarkie, wahre Seisachtheia oder Abschüttelung der Schulden, Aufrüstung, arisch-teutonische Ideologien und deren praktische Auswirkung — anderseits höchste künstlerische und wissenschaftliche Leistungen, ehrliches Streben nach vertrauensvoller Verständigung mit allen Staaten, im besondern auch mit Frankreich, falls dieses in der Saarfrage offen und ehrlich vorgeht. Dort Nürnberg als Stadt der Reichs-Parteitage mit ihrer ungeheuren modernen Völkerwanderung der deutschen Stämme. Hier Bayreuth mit seiner völkervereinigenden Kulturaufgabe. Dort die Faust, hier die freundlich gebotene Hand. —

Den Bayreuthfahrern dieses Sommers war ein gewaltiges, frühestens 1936 wieder mögliches Erlebnis geschenkt. Unser Franzose war begeistert und schwelgte in Handküssen; beinahe hätte er sich den „deutschen Gruß" angeeignet. Wie nüchtern und kühl blieben wir Schweizer! Frau Wagner meinte: „Wie wenig gleichen Sie hierin doch den Österreichern!" Mit jenem jungen Berner, der als Stipendiat den ersten Cyclus besuchen konnte, halten wir es aber doch nicht. Er schrieb nämlich, er habe sich nun die größte Mühe gegeben, Fehler zu entdecken... Solche Einstellung möchten wir nicht empfehlen. Doch auch der entgegengesetzte Weg bietet Gefahren, für jene nämlich, die sozusagen volle Realisierung ihrer Ideale erwarten. Nadler sagt in seiner großen Literaturgeschichte der deutschen Stämme (in welcher halt doch auch die Schweiz, und wie reich, vertreten ist! Wie im Germanischen Museum zu Nürnberg unter der Trachtengruppe „Alamannisches Volkstum" sich auch ein leibhaftiges „Burefeufi, Kanton Zürich" findet. Diplomatische Schritte unnötig!); Nadler also meint: „Nietzsche hatte das Mögliche überhofft und 1876 floh er enttäuscht aus Bayreuth." Das Mögliche überhoffen! Noch andere Besucher wollen den Schnürboden und jede Maschine und Versenkung und den Wolkenapparat sehen, statt sich den Illusionen hinzugeben. Für sie ist der Mechanismus des Regenbogens am Schluß des „Rheingold" wichtiger als sein Bild. Gewiß sind auch wir uns jenes Doppelgesichts bewußt, das die Bühnenkunst wie die kritische Weltlage zeigen. Ach! der siebenfarbige Himmelsbogen ist ja auch die Brücke Bifröst, auf der die feindlichen Mächte die letzte Schlacht kämpfen, in der alle fallen. Götterdämmerung, Ragnarökr. Da sei lieber an Fausts sonnenbeschienenen Wasserfall gedacht und seines bunten Bogens Wechseldauer: „Der spiegelt ab das menschliche Bestreben — am farbigen Abglanz haben wir das Leben."